

Literatur-Rundschau

Günter Bentele / Hans-Bernd Brosius / Otfried Jarren (Hg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006 (= Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), 500 Seiten, 34,90 Euro.

Siegfried Weischenberg / Hans J. Kleinsteuber/Bernhard Pörksen, (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (= Praktischer Journalismus, Band 60), 337 Seiten, 29,90 Euro.

Zwei Nachschlagewerke zur Kommunikations- und Medienwissenschaft bzw. zu Journalismus und Medien sind 2005 bzw. 2006 neu erschienen. Sie treten somit, zumindest ein Stück weit, in Konkurrenz zum seit Jahrzehnten eingeführten Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation (letzte Auflage 2002).

Schon beim ersten Aufschlagen fällt jedoch auf, dass der Gebrauchswert beider neuer Werke erheblich dadurch eingeschränkt wird, dass es kein Inhaltsverzeichnis (*Lexikon*) bzw. keines mit den vorhandenen Stichwörtern (*Handbuch*) und vor allem in beiden kein Sach- und Personenregister gibt (im Gegensatz zum besagten Fischer Lexikon). Man muss folglich zunächst blättern, um zu sehen, ob das gesuchte Stichwort vorhanden ist. Ist dies nicht der Fall, hat man keine Chance, den gesuchten Begriff zu finden, wenn nicht schon im Vorfeld bekannt ist, wo man eventuell fündig werden könnte.

Für Nachschlagewerke ist das geradezu katastrophal, und es erscheint besonders im Internet-Zeital-

ter unverständlich, wo Links und die Stichwort- oder gar Volltextsuche vollends zur Gewohnheit geworden sind. Erstaunlich ist auch, dass beide Verlage hier nicht reagiert haben. Angesichts dieses Mangels wirkt noch befremdlicher, dass im Vorwort des *Handbuchs* besonders betont wird, es seien, analog zu Hyperlinks, „zahlreiche Querverweise eingefügt“ (S. 8) worden. Dabei sind derartige Querverweise in Nachschlagewerken eine erwartbare Selbstverständlichkeit.

Im *Handbuch* wird dieser Mangel noch dadurch verstärkt, dass es weniger - wenn auch teilweise längere - Stichworte enthält: Sucht man etwa nach theoretischen Begriffen wie Priming oder Framing, hat man hier keinen Erfolg; man müsste bereits wissen, dass diese etwas mit dem - vorhandenen - Stichwort „Nachrichtenselektion“ zu tun haben. Ähnliche Beispiele könnte man in grösserer Zahl anführen, zwei weitere müssen hier genügen: So existiert z. B. kein Stichwort „Medienpolitik“ mit Verweis auf „Kommunikationspolitik“, wo diese subsumiert ist. Auch ein Eintrag zu (journalistischen) „Darstellungsformen“ wäre sicher sinnvoll gewesen - den wichtigsten ist zwar jeweils ein eigenes Stichwort gewidmet, weitere Formen wie z. B. die Dokumentation oder die Kritik/Rezension fehlen jedoch, so dass auch keine Zusammenhänge sichtbar werden. Zumindest fragwürdig ist zudem das Bemühen, mittels Beiträgen zur Medienlandschaft verschiedener Länder bzw. Kontinente „Kosmopolitismus“ zu verbreiten. Bei der Durchsicht der betreffenden Einträge drängt sich da etwa die Frage auf, ob

es in Australien keine Medien gibt? (Dieser Kontinent fehlt als einziger vollständig.) Das Internationale Handbuch des Hans-Bredow-Instituts wird hier wohl weiterhin die bevorzugte Quelle bleiben.

Das fehlende Register fällt im *Lexikon* dadurch etwas weniger ins Gewicht, dass es deutlich mehr Stichworte umfasst - die oben angeführten Begriffe sind beispielsweise alle vorhanden. Im täglichen Gebrauch erweist es sich hier jedoch als misslich, dass bei den meisten Stichworten auf Literaturangaben bzw. Hinweise auf weiterführende Lektüre verzichtet wurde. (Diese sind im *Handbuch* grundsätzlich vorhanden.) Ärgerlich ist auch, wenn Querverweise ins Leere gehen („Bartering“, S. 20). Nach den Stichproben der Rezensentin scheint dies jedoch ein bedauerlicher Einzelfall zu sein. Auch könnte man noch manche Querverweise sinnvoll ergänzen (z. B. vom Stichwort „Befragung“, S. 20, zur „Delphi-Befragung“, S. 37).

Die historisch interessierte Leserin konstatiert zudem einige Mängel bei verschiedenen mediengeschichtlichen Stichwörtern: So ist es etwa nicht richtig, dass die geschriebenen Zeitungen „nach dem Aufkommen der gedruckten Zeitungen ihren Niedergang erlebten“ (S. 85), sondern sie bestanden neben diesen noch lange weiter und erfreuten sich dabei zeitweise sogar grosser Beliebtheit. Ungenau ist auch der Eintrag zu „Fuggerzeitungen“ (S. 78): Diese bestanden nicht nur aus geschriebenen Zeitungen von Korrespondenten, sondern umfassten z. B. auch „Einblatt-drucke“ - bei diesem Stichwort (S. 51) wiederum würde man neben dem Flugblatt unbedingt auch die Erwähnung der *Neuen* Zeitungen (und einen entsprechenden Querverweis) erwarten. Unklar ist, warum „Gelehrte Zeitungen“ (S. 80) - es müsste

richtig gelehrte *Zeitschriften* heissen - als Phänomen des 18. Jahrhunderts vorgestellt werden. Als erste Zeitschrift dieses Typs gilt ganz allgemein in der Literatur das französische „Journal des Sçavans“ (1665), als erste deutsche die „Miscellanea curiosa Medico-physicsa“ (1670) bzw. die „Acta Eruditorum“ (1682), die hier jedoch nur als „Vorformen“ titulierte werden (ebd.).

Zusammenfassend ist somit festzuhalten, dass beide neu vorgelegten Nachschlagewerke erhebliche Mängel aufweisen, die ihren Gebrauchswert deutlich einschränken, wenn nicht gar fraglich machen. Trotz ihrer momentan grösseren Aktualität stellen sie daher aus Sicht der Rezensentin, zumindest in der mit der ersten Auflage jeweils vorliegenden Form, keine wirkliche Konkurrenz zum „klassischen“ Fischer-Lexikon dar. Insbesondere im Falle des *Lexikons* könnten viele dieser Mängel jedoch relativ leicht bei einer zweiten Auflage behoben werden. Es sei zudem erwähnt, dass das *Lexikon* in Ergänzung zum 2003 erschienenen Handbuch „Öffentliche Kommunikation“ derselben Herausgeber vorgelegt wird - dort findet man Literaturhinweise und auch ein Sachregister.

Philomen Schönhagen, Fribourg

Christian Kuchler: Kirche und Kino. Katholische Filmarbeit in Bayern (1945-1965). Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2006 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Band 106), 407 Seiten, 58,00 Euro.

Das Verhältnis der katholischen Kirche zum Film war und ist teilweise auch heute noch ambivalent: Die Unterhaltungsmedien und speziell auch der Film stellten und stellen für die Kirche einerseits eine Möglich-

keit der Selbstpräsentation, andererseits eine vermeintliche Gefahr dar. Durch eigene Filmproduktionen ist die Kirche in der Lage, überregional ein breites Publikum zu erreichen. Die vermeintliche Gefahr bezieht sich auf die Befürchtung der Kirche, dass durch das Medium Film Wertvorstellungen vermittelt werden könnten, die mit der christlichen Glaubenslehre nur schwer zu vereinbaren sind. Schon im frühen 20. Jahrhundert war die katholische Kirche darüber besorgt, der Film könne elementare Deutungskompetenzen von den Kirchen abkoppeln. Es ist daher kaum verwunderlich, dass sich die katholische Kirche seit dem Aufkommen des Films in Deutschland um einen kontrollierenden und mitunter steuernden Einfluss auf das Filmwesen und seine Produktion bemühte.

In seiner Münchner Dissertation beschäftigt sich Christian Kuchler mit diesem spannungsgeladenen Verhältnis von Kirche und Kino. Er betritt damit für die Zeit ab 1945 Neuland, denn Bemühungen der katholischen Kirche, sich das Medium Film nutzbar zu machen, blieben von der zeit- und kirchengeschichtlichen Forschung bislang weitgehend unberücksichtigt. Der Autor untersucht anhand umfangreicher Archivalien und vieler medienproduzierter Quellen in erster Linie Arbeitsformen und Tätigkeitsfelder, die den Umgang der katholischen Kirche mit dem Kino bestimmten und geht darüber hinaus der Frage nach, „welche Teile des westdeutschen Katholizismus sich mit welcher Zielsetzung dem Filmwesen widmeten“ (S. 14). Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges plante die katholische Kirche den Aufbau einer eigenen Filmarbeit. Die Produktion und Aufführung eines eigenen Filmes stand bereits bei der ersten Zusammenkunft des bayerischen Episkopats im Juni 1945 auf

der Tagesordnung. Auch wenn dieses Vorhaben letztlich an der restriktiven US-Medienpolitik scheiterte, so zeigten sich schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Bemühungen, das Medium Film zu nutzen, um vor allem junge Menschen mit christlichen Wertvorstellungen in Berührung zu bringen.

Teil der katholischen Filmarbeit war die Filmkritik. Die Kirche wandte sich gegen einzelne Filme, die nicht mit christlichen Grundwerten vereinbar waren. Doch bereits in den ersten beiden Konfliktfällen zu den deutschen Filmen „Sag die Wahrheit“ (1946) und „Der Apfel ist ab“ (1948) zeigte sich, „dass es nicht in der Macht der katholischen Kirche stand, die Herstellung oder den Start eines Films vollständig zu unterbinden“ (S. 142). Auch durch die Mitwirkung in der „Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft“ konnte kaum größerer Einfluss auf Produktion und Vorführung diverser Filme genommen werden.

Spätestens in den Auseinandersetzungen um den wohl meistdiskutierten Film der frühen Bundesrepublik wurde dies deutlich. Der Film „Die Sünderin“ des Österreicher Willi Forst zog in der Geschichte der katholischen Filmarbeit die größte Ablehnung seitens der Kirche nach sich. Doch gelang es den katholischen Stellen in keiner Weise, „ein wirksames Mittel gegen den Streifen zu finden“ (S. 163). Vielmehr wurde „Die Sünderin“ zu einer der meistbesuchten Filmproduktionen des Jahres 1951. Zu verdanken hatte der eher mäßige Film seine Anziehungskraft den vehementen Protesten gegen ihn. Der Autor folgert zu Recht, es seien erst die Proteste der katholischen Kirche gewesen, die den Film davor bewahrten, allzu schnell in Vergessenheit zu geraten. Zudem stellt er heraus, dass die Gegner-

schaft zur „Sünderin“ kaum in der Lage war – wie immer wieder gerne behauptet wird –, den gesamten westdeutschen Katholizismus zu einigen, da man sich doch für ein gemeinsames Ziel einsetzte. In der Tat deuten gegensätzliche Stimmen seitens der Laien eine gewiss vorhandene Heterogenität des Milieus an.

Eine Umorientierung der katholischen Filmarbeit identifiziert Kuchler in den späten fünfziger Jahren. Erst durch die Konzentration auf eine Schulung der Medienkompetenz eines jeden Einzelnen, initiiert von Pius XII., öffnete man sich Filmen, die keineswegs mehr den sittlichen und moralischen Vorstellungen der frühen fünfziger Jahre entsprachen. Der Kampf gegen „schlechte“ Filme war nicht mehr zentral. Die Idee einer Rechristianisierung der Gesellschaft mithilfe des Mediums Film – eine in der Nachkriegszeit dominante Zielsetzung – war damit aufgegeben. Mit diesen Wandlungsprozessen wurde eine Entwicklung eingeleitet, die die katholische Filmarbeit kontinuierlich von einem „Instrument der Seelsorge“ zu einem „Dienstleister der westdeutschen Mediengesellschaft“ transformierte. Vorsichtigmahnend, jedoch die Chancen des Filmwesens erkennend, habe die Kirche gegen Ende des Untersuchungszeitraums in ihrer Filmarbeit agiert, resümiert der Autor.

Kuchlers Dissertation, die durch ein Film-, Orts- und Sachregister erschlossen wird, dokumentiert den spannenden Lern- und Wandlungsprozess der Kirche in ihrem Verhältnis zum Kino.

Nicolai Hannig, Bochum

Dass die meisten Tagungsbände ungelesen beiseite gelegt werden, dürfte daran liegen, dass zu viele ihrer Beiträger weniger dem Tagungsthema als den je eigenen Publikationsstrategien zu folgen pflegen. Oft sind die Tagungsthemen allerdings auch so gefasst, dass das zusammenpasst. Dieser Tagungsband gehört zu den Ausnahmen. Er präsentiert einen breit gefächerten historischen Überblick über den DDR-Hörfunk und ist zudem sorgfältig ediert (inzwischen auch eine Ausnahme!). Er könnte zum Standardwerk werden.

Die Tagung fand im März 2004 in Berlin statt und wurde veranstaltet von der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und dem Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Unter den insgesamt 20 Beiträgen gibt es natürlich stärkere und schwächere Texte, aber keine völligen Ärgernisse. Am ehesten wäre wohl auf den nach heutiger Mode „in einer sozial- und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise“ schwimmenden Beitrag von Thomas Lindenberger, „Geteilte Welt, geteilter Himmel?“ zu verzichten gewesen, der hinlänglich bekannte Fakten und Zusammenhänge über die DDR-Massenmedien im Kalten Äther-Krieg neu aufzubereiten versucht, d. h. „global“ und unter dem Aspekt der „histoire croisée“ (die hiermit nicht denunziert werden soll). Auch der Beitrag von Ernst Elitz, Intendant des DeutschlandRadios, ist wohl eher dem Umstand zu verdanken, dass man meinte, einen „Praktiker“ unter den Autoren haben zu müssen.

Von den vier großen Überblickskapiteln sind die beiden ersten historisch-chronologisch ausgerichtet (Rundfunk in der SBZ und in der frühen DDR; Der DDR-Rundfunk nach dem Mauerbau), die anderen beiden historisch-thematisch (Zielgruppenprogramme und Geheimsen-

Klaus Arnold / • Christoph Classen (Hg.): Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR. Berlin: Chr. Links Verlag 2004, 382 Seiten, 24,90 Euro.

der; Vergleichs- und Rezeptionsaspekte). Hauptsächlich geht es um die innovative Erweiterung und Ausdifferenzierung bekannter historischer Fakten, was durch die vergleichsweise rasche Öffnung der Archive nun möglich ist. Im Umgang mit den NS-Quellen hatte man es bekanntlich nicht so eilig. Eines kristallisiert sich vor allem heraus: dass von Anfang an auch für den DDR-Hörfunk die Unterhaltungsfunktion an erster Stelle stand. Das musste zu Dauerkonflikten mit den offiziellen Agitations- und Propagandabemühungen führen, und es hat sie letztlich auch dauerhaft ins Leere gehen lassen. Besonders eindrucksvoll in seiner differenzierten und zugleich lebhaften Darstellung ist in diesem Zusammenhang der Beitrag von Ingrid Pietrzynski zum 17. Juni 1953. Wie in einem Brennglas werden die Ereignisse und Abläufe gebündelt, analysiert und politisch angemessen reflektiert.

Zu sehr an einer Art Unabänderlichkeit der historischen Fakten orientiert erscheint hingegen der Beitrag von Sylvia Dietl zum Ende des DDR-Rundfunks, der z. B. die demokratischen Entwürfe des Runden Tisches und der Mediengesetzgebungskommission während der Übergangszeit der Regierung Modrow inhaltlich überhaupt nicht thematisiert. Warum gerade diese, durchaus vielversprechenden Versuche dem westdeutschen Machtpoker zum Opfer fielen, wäre eine zumal politisch genauer reflektierende Analyse wert gewesen. Bei einem Untersuchungsgegenstand wie der DDR, im engeren oder weiteren Sinn, muss sich die erkenntnisfördernde Forschung fast immer auf Gratwanderungen zwischen politischer Reflexion und wissenschaftlicher Analyse einstellen, um die historischen Quellen verstehen und einordnen zu können.

Überwiegend werden diese Gratwanderungen von den Autorinnen und Autoren aber „erstaunlich gut bewältigt, d. h. sie bleiben überprüfbar und lassen Raum für andere politische Einschätzungen. Souverän im Überblick der Beitrag von Rolf Geserick zur Entwicklung des DDR-Rundfunks in der Honecker-Zeit, aufschlussreich und z. T. spannend die Beiträge von Klaus Arnold zum Deutschlandsender, von Bernd Stöver zum RIAS und von Jürgen Wilke und Claus Röck zu den „Geheimsendern“ der DDR, dem Deutschen Freiheitssender 904, dem Deutschen Soldatensender 935 und der Episode von Radio Moldau bzw. Radio Vltava, das über einige Monate die Demokratisierung im Prager Frühling zu konkretisieren versuchte. Der wichtigste Zielgruppensender der DDR war aber immer das Jugendradio DT64, das schließlich auch institutionell eine relative Eigenständigkeit erreichen konnte.

Wenn es um vergleichende Analysen im Zuge der Nachwende-Forschung geht, wird meist das bekannte Totalitarismus-Konzept Nationalsozialismus versus Sozialismus/Kommunismus strapaziert. Adelheid von Saldern folgt diesem Ansatz in ihrem Beitrag zum Rundfunk im Nationalsozialismus und in der DDR der fünfziger Jahre allerdings sehr viel differenzierter. Sie arbeitet mit „diachronischen Relationsanalysen“, d. h. sie untersucht z. B. ausgewählte „Medienmentalitäten“ wie die Beliebtheit der NS-Musiksendungen und prüft deren „Überschreibungen“ auf Musiksendungen des DDR-Hörfunks in der Folgezeit. Dabei nimmt sie historisch genaue „Kontextualisierungen“ vor, so dass im Ergebnis offen bleibt, ob Ähnlichkeiten oder Unterschiede herauskommen. Auch Konrad Dussel verfährt mit seinen „Überlegungen zum systematischen

Vergleich“ ergebnisoffen, zumal er den DDR-Rundfunk mit dem der Bundesrepublik in Relation setzt. Sein systemorientierter Ansatz erinnert allerdings deutlich an die westdeutsche systemvergleichende DDR-Forschung der siebziger Jahre, die von Peter Christian Ludz ausging und damals einen großen innovativen Schub brachte. Was Dussel unerwähnt lässt: Seit der Wende ist das nicht mehr opportun.

Wer eigentlich was in der DDR hörte und welchen geringen Stellenwert Informationssendungen dort hatten, wird zum Schluss von Michael Meyen resümiert, der sich auf eigenes Quellenmaterial bezieht (Leitfadeninterviews). Zudem verfügt er über den Vorteil einer DDR-Sozialisation, der im Umgang mit bestimmten Forschungsfragen und Methoden durch nichts zu ersetzen ist. Aber die biographischen Spuren zwischen Ost- und Westforschung beginnen sich zu verwischen, das zeigt auch die Liste der Autorinnen und Autoren am Ende des Buches – es gereicht ihm nicht zum Nachteil. Dies ist der Umsicht der Herausgeber zu verdanken. Sie haben mit ihrem Tagungsband ein gutes Stück Forschungsgeschichte dokumentiert.

Verena Blaum, Eching

Birgit Weißenbach: Kirche und Konzentrationslager. Katholische Aufklärungspublizistik in der Zeit von 1945 bis 1950. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang Verlag 2005 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 19, Band 54), 361 Seiten, 56,50 Euro.

Eigentlich ist es verwunderlich, dass die Darstellung der Verbrechen des Nationalsozialismus in der katholischen Kirchenpresse in den ersten Nachkriegsjahren nicht schon früher und nicht von ihr selbst untersucht

worden ist. Da der Rezensent 1947 als Volontär bei der „Kölner Kirchenzeitung“ begann, kann er Birgit Weißenbachs Ausgangspunkt nur zustimmen: Nach dem Ende des Krieges und der NS-Diktatur stand im Vordergrund aller kirchlichen Bemühungen die Wiedererweckung des Glaubenslebens. Kein Wunder, dass in der „Kölner Kirchenzeitung“ zwischen März 1946 und 1950 nur ein einziger Artikel erschien, der sich mit den Konzentrationslagern beschäftigte – und zwar sinniger Weise unter dem Titel „Die Monstranz im KZ“.

Das führt bereits zu einem der drei Aspekte, die die Autorin in ihrer an der Universität Würzburg eingereichten ethnologischen Dissertation zu autobiographischen Beiträge von Priestern über ihre Leidenszeit in Konzentrationslagern in der Kirchenpresse herausarbeitet: Sie sahen es als Gelegenheit an, Seelsorge unter den Inhaftierten auszuüben – und zugleich hinsichtlich der Zukunft zu überlegen, „wie die Gebetstexte und die Gottesdienste nach 1945 aussehen könnten“. Die beiden anderen Aspekte befassen sich mit „Trost- und Abwehrliteratur, die in der Extremsituation des Todes geschrieben wurde“, und um den „Versuch, der Nachwelt Zeugnis von den Gräueltaten zu geben, zu mahnen und als Wegweiser nach 1945 zu gelten“.

Soweit so gut. Dennoch hinterlässt die Studie einen zwiespältigen Eindruck. Die ganze Arbeit ist stark aufgebläht. Der eigentlichen Untersuchung der Texte werden nur 120 von insgesamt über 360 Seiten gewidmet, und diese Texte werden über weite Strecken nicht systematisch analysiert. Auf den ersten 80 Seiten stellt Birgit Weißenbach Entwicklungsphasen des KZ-Systems vor, Funktion und Maßregelung der katholischen Presse durch das NS-

Regime, das Verlags- und Zeitschriftenwesen und die ersten Zeitungen und Zeitschriften nach dem Zusammenbruch, was alles in dieser Ausführlichkeit unerheblich ist für ihre „zentrale Fragestellung“: ob die katholische Kirche nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen Beitrag zur Aufklärung über die Verbrechen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern geleistet hat? Wenn dann als Aufklärungsarbeit „der Kirche“ ausschließlich autobiographische Beiträge von Geistlichen in der deutschen katholischen Presse von 1945 bis 1950 ausgewertet werden, kann das Ergebnis nur eine unvollständige Antwort sein.

Insgesamt hat Weißenbach für den Untersuchungszeitraum 48 Titel herangezogen: Bistumszeitungen, Sonntagsblätter, Amtsblätter, Ordens- und Monatszeitschriften. Darin hat sie etwa 190 Beiträge von KZ-Priestern gefunden, was sie „als intensive Aufklärungsarbeit“ der Kirche „anhand des katholischen Schrifttums“ wertet. Das aber dürfte stark überbewertet sein, denn es handelt sich in den fünf Jahren bei 48 Periodika um relativ wenige und zudem vorwiegend persönlich motivierte Zeugnisse.

Im Hauptteil behandelt die Autorin zunächst den KZ-Häftling aus ethnologischer Sicht „als Kulturwesen“, bevor sie Beispiele für das religiöse Leben und religiöse Handlungen im KZ, für Widerstand und christliches Selbstverständnis und schließlich KZ-Priester als Märtyrer und Geistliche als Opfer anführt. In einem eigenen Kapitel „Mütter im KZ“ befasst sie sich mit Nanda Habermann und im Kapitel „Priesterweihe im KZ“ mit Karl Leisner. Das alles wird aber eher beispielhaft als – nach wissenschaftlichen Kriterien – systematisch untersucht.

Schließlich fasst die Autorin die

Ergebnisse in sechs Kapiteln zusammen. Dabei kommt Weißenbach – vor dem Hintergrund eines vorkonziliaren Kirchenverständnisses – zu eigentlich selbstverständlichen Erkenntnissen. Viele Häftlinge hätten ihr Leiden als Martyrium, als „Nacherleben der Passion und als imitatio Christi“ verstanden. Deshalb würden alle Berichte „stets an die Frage gekoppelt, warum es Sinn macht, für Christus zu leiden, warum die Christen hingeopfert und gemartert wurden im KZ und Gott dabei schwieg“ (S.189). Weißenbach zitiert dazu die Chefredakteure und Schriftleiter der untersuchten Periodika, die als Sinnangaben, „im KZ Seelsorge betreiben zu können“. Der NS-Staat sei „deshalb im eigentlichen Sinne nicht bekämpft worden, die Loyalität gegenüber der Obrigkeit blieb meist erhalten“. Die Verfasserin toppt diese Aussage noch: „Die menschenverachtende Rassenpolitik und der provozierende Krieg bestimmten nicht den Alltag des ‚Kirchenkampfes‘. Politischer Widerstand war keine Sache der Priester. [...] Im Vordergrund stand die Wahrung der eigenen Interessen“, darin eingeschlossen „auch das seelsorgliche Bemühen um die Bevölkerung“ (S.195). Hintergrund für diese historisch unhaltbare pauschale Schlussfolgerung, allein gezogen aus privaten Augenzeugenberichten, dürfte sowohl eine mangelnde Kenntnis der Autorin über die Kirche und deren komplexes Verhältnis zum NS-Regime sein als auch ihre für diese Thesen einseitig ausgewählte Sekundärliteratur.

Hinzu kommen schließlich Unsauherkeiten im Dokumententeil: Gleichwohl es zwischen der tabellarischen Übersicht zu den herangezogenen Periodika und den einschlägigen Handbüchern Diskrepanzen gibt, hat die Verfasserin nicht nachrecherchiert. Bei der „Kölner Kirchenzei-

tung“ wird z. B. einmal Hans Böhner, drei Zeilen später werden Pfarrer F. W. Strauss und Dr. Peter Paul Pauquet als „Schriftleiter“ genannt – ohne Jahresangaben über deren Wirkungszeit. Ein Anruf bei der heutigen Redaktion hätte schnell Klarheit geschafft. Das gilt für mehrere Zeitschriften, wo ebenfalls verschiedene „Schriftleiter“ ohne Jahresangaben genannt sind. Und das gilt für die unterschiedlichen Auflagenhöhen, die ohne Jahresangaben nicht aussagefähig sind.

Als langjähriger Mitarbeiter der Kirchenpresse enttäuscht mich die Arbeit sehr. Eine kommunikationswissenschaftliche Untersuchung der Aufarbeitung (was zutreffender wäre als „Aufklärung“) der NS-Zeit in der katholischen Kirchenpresse steht weiterhin noch aus.

Ferdinand Oertel, Aachen

Hubert Wolf: Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher. München: C. H. Beck 2006, 300 Seiten, 22,90 Euro.

Eine weit verbreitete Meinung bei Anlaufen der Dan-Brown-Verfilmung „Da Vinci-Code – Sakrileg“ war, dass dem Film nichts Besseres hätte passieren können, als die Kritik von katholischer Seite. Auch Hubert Wolf beginnt mit einem Prolog unter dem Motto „Der Papst macht Reklame“ – er weist aber auch darauf hin, dass eine Umgehung des vatikanischen Bücherverbots für Katholiken die Exkommunikation nach sich ziehen konnte. Wolf ist „Index-Spezialist“. Der Münsteraner Kirchenhistoriker leitet das DFG-Langzeitprojekt „Römische Inquisition und Indexkongregation“ (vgl. www.buchzensur.de). Das vorliegende Buch ist eine Darstellung des Index librorum prohibitorum für ein breiteres Publikum anhand von Beispielen.

Im ersten Teil führt der Autor den Leser in die Entstehung und Funktion des vatikanischen Index im 16. Jahrhundert ein und zeigt den historischen Rahmen auf: „Zensur stellte im frühneuzeitlichen Europa somit den ‚Normalzustand‘ [...] dar“ (S. 13). Besondere Beachtung schenkt Wolf den Indexregeln des Konzils von Trient, der Entstehung der Indexkongregation, die zusammen mit dem ungleich mächtigeren Heiligen Offizium maßgeblich für die Buchzensur verantwortlich war. Dort entwickelte sich aus einer anfangs summarischen Zensur ein Verfahren für einzelne Bücher. Am Ende des ersten Teils erläutert der Verfasser das Zensurverfahren im 19. Jahrhundert genauer, ebenso wie personelle und hierarchische Aspekte der vatikanischen Buchzensur.

Der Schwerpunkt auf dem 19. Jahrhundert kommt nicht von ungefähr: Für den Zeitraum zwischen der Wiedererrichtung des Kirchenstaates und dem Ende der Indexkongregation als eigenständiger Behörde (1815 bis 1917) wurde das von Wolf geleitete Forschungsprojekt bereits abgeschlossen. Auch die im zweiten, deutlich umfangreicheren Teil des Buches vorgestellten Fälle, über deren Indizierung verhandelt wurde, entstammen dem 19. Jahrhundert. Wolf beschränkt sich dabei nicht allein auf die Analyse der Zensurgutachten, sondern macht das ganze Verfahren als Handeln konkreter Menschen (der Denunzianten, Gutachter und Entscheidungsträger) sichtbar. Indem er auf spannende Weise ein besonderes Augenmerk auf die Gutachter selbst legt, nimmt er dem Index viel vom Mythos der Undurchsichtigkeit.

Die neun von Wolf vorgestellten Fälle drehen sich um theologische Bücher und solche berühmter Autoren: Zu letzteren zählen Leopold von

Ranke, Heinrich Heine, Adolph von Knigge, Harriet Beecher Stowe und Karl May. Manche Bücher wurden letztlich auf den Index gesetzt, andere nicht. Jeder Fall birgt eigene, interessante Aspekte. So gab es zum Beispiel bei der Prüfung der Bücher von Beecher Stowe („Onkel Toms Hütte“) und Knigge („Über den Umgang mit Menschen“) jeweils zwei Gutachten mit konträren Ergebnissen. Die einen Gutachter lasen die Werke nur auf die Kompatibilität mit der katholischen Lehre hin. Mehrmals betont Wolf in seinem Buch, dass nicht wenige Gutachter keine wirkliche Auseinandersetzung mit den Büchern betrieben. In den Fällen Beecher Stowes und Knigges jedoch wurde von der Leitung der Indexkongregation jeweils ein weiteres Gutachten angefordert. Diese Gutachter gingen unvoreingenommener an die Bücher heran. Letztlich wurden beide auch nicht verboten.

Bei den Verfahren zu einigen Büchern Mays und Heines ist vor allem die Suche nach den Denunzianten und deren Umfeld interessant. In dem Verfahren gegen Rankes Buch „Die römischen Päpste“ geht es einerseits um die Darstellung des Primats der Päpste bei Ranke als historisch gewachsen, zum anderen berührt sein Fall innerkirchliche Auseinandersetzungen: Wie Wolf zeigt, gab es vor der eigentlichen Indizierung von Rankes Werk über die Päpste 1841 ein erstes Verfahren aus dem Jahr 1838 gegen die französische Übersetzung des Buches. Möglicherweise war das Verbot des Werkes von den darin angeblich negativ dargestellten Jesuiten betrieben worden. Hinter der Entscheidung von 1838, das Buch nicht zu verbieten oder zumindest das Verbot nicht zu veröffentlichen, vermutet der Autor einen Ordenskonflikt zwischen Jesuiten und den in der Indexkongregation

einflussreichen Dominikanern. 1841 hatte sich wohl die kirchenpolitische Situation verändert: „Ein knapp vier Seiten langer handschriftlicher, schnell hingeschriebener Brief eines Konsultors, der seine antipreußischen Affekte als vom protestantischen Berlin gedemütigter katholischer Schlesier auslebt und dessen Stellungnahme außerhalb des regulären Geschäftsgangs der Indexkongregation einfach dazwischengeschoben wird“ (S. 136), reichte dann aus, um Rankes „Päpste“ auf den Index zu bringen.

Auch in anderen Theologen-Fällen spielen innerkirchliche Konflikte eine Rolle. Bei Johann Sebastian Drey (eine Abhandlung über die Ohrenbeichte, nicht indiziert) reichte einer konservativen Gruppierung allein das Gerücht über ein Indexverfahren aus, um ihn als ersten Bischof von Rotenburg zu verhindern. Die Theologie Johann Michael Sailers wurde mehr als 40 Jahre nach seinem Tod angezeigt – offensichtlich um kritische Aussagen des Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer gegen Sailer im Nachhinein zu bestätigen und so Hofbauers Seligsprechungsverfahren wieder in Gang zu bringen. Hofbauer wurde später sogar heilig gesprochen, und Sailer landete nicht auf dem Index: „Das Sanctum Officium tritt auch beim Fall Sailer nicht als allmächtiges Repressionsorgan (das sie [sic!] ohnehin nur in Italien und auch das nur gewisse Zeit war) und als gleichgeschaltete Verdammungsmaschinerie auf, sondern als kirchliche Institution, die mit ihrem Selbstbewusstsein und ihrem hohen Grad an Formalisierung eine gewisse Resistenz gegen polarisierende theologische und kirchenpolitische Bestrebungen, selbst von höchster Stelle, an den Tag legte“ (S. 201). Konventionell war das Vorgehen der zuständigen Beamten trotzdem nicht:

Die Akten wurden einfach im Archiv an unauffindbarer Stelle versteckt.

Die Person Augustin Theiners ist interessant, weil der Mitautor eines indizierten Buches (über den Pflichtzölibat, 1829 indiziert) später Gutachter für die vatikanische Buchzensur wurde. Das historische Werk des altkatholischen Theologieprofessors Franz Heinrich Reusch über den Index selbst wurde nach der Anzeige nicht zensuriert, sondern vielmehr kritisch rezensiert und als Anstoß für die Reform des Index am Ende des 19. Jahrhunderts herangezogen. Im knappen abschließenden Teil des Buches beschreibt Wolf das zuerst kaum beachtete, stille Ende des Index 1965.

Wolfs Buch ist ausgezeichnet zu lesen. Zu den Fällen liefert er genügend Basisinformationen, um die Hintergründe verständlich zu machen. Die Konzentration auf die einzelnen Beispiele eignet sich gut für ein größeres Publikum. Wolf präsentiert nicht einfach Ergebnisse, sondern schildert den Forschungsprozess als detektivische Faktensuche und lässt bei der Darstellung von Hypothesen und Indexketten den Leser über die Schulter des Historikers blicken. So entsteht beim Lesen Spannung – auf Effekthascherei kann Wolf verzichten. Seine Leistung, ein dem Forschungsstand entsprechendes historisches Buch auf gelungene Weise für eine breite Leserschaft geschrieben zu haben, sollte nicht unterschätzt werden. Letztlich werden auch Fans von Dan Brown nicht enttäuscht sein: Illuminaten und ein mystisch veranlagter Kreis unter der Bezeichnung „Höhere Leitung“ tauchen nicht nur in Fiktionen, sondern auch in ernsthaften historischen Werken wie jenen von Wolf auf.

Heinz Niederleitner, Linz

Thomas Meyer: Die Ironie Gottes. Religiötainment, Resakralisierung und die liberale Demokratie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 135 Seiten, 14,90 Euro.

Rezensenten, denen ein Buch Unerwartetes, Neues vermittelt, bringen dies nicht selten auf die anerkennende Formulierung, dieses fülle eine Lücke aus und sei insofern eine notwendige Publikation. Allerdings bleiben sie oft den genaueren Nachweis schuldig, für wen und für wen nicht. Wenn dies eingangs dieser Besprechung der bloß 135 Seiten starken Analyse des Dortmunder Politikwissenschaftlers mit dem enigmatischen Obertitel auch behauptet wird, muss es daher sofort präzisiert werden. Wer angesichts schwer deutbarer neuer Entwicklungen der Religionskommunikation von einer interdisziplinären Zusammenschau religionssoziologischer, politologischer und medienwissenschaftlicher Erkenntnisse einiges erwartet, wird hier in vielem fündig. Wer indes gegen ein solches Unternehmen von vornherein fachspezifische Einwände bereithält, desgleichen. Wem die demokratiethoretische Bedeutung der im Untertitel angesprochenen Phänomene unklar ist, erfährt durch Thomas Meyer vielfältige Erhellung. Wer aber der Ansicht ist, die liberale Demokratie gehöre vor den Gerichtsstand der Religion zitiert und nicht umgekehrt, wird den Urteilen des Autors wenig abgewinnen können.

Dieser lässt nämlich seine weit gespannte These einer Resakralisierung der Öffentlichkeit vieler moderner Demokratien dank immer kompetenter praktiziertem Religiötainment und kreativem „confession branding“ in ein Plädoyer für die liberale Demokratie und gegen christliche Gewissheitsansprüche, monopolistische zumal, im politischen Raum ausmün-

den: „Religiöse Wahrheit kann in der rechtsstaatlichen Demokratie kein öffentlicher Anspruch mehr sein“ (S. 126). Das ist natürlich im Lichte der soziologischen Säkularisierungsthese zu lesen, der aber der Verfasser keineswegs bedingungslos anhängt. Er vermag daher den neuen weltweiten intermedialen, vor allem televisionären Großserfolg öffentlich zelebrierter christlicher Zeremonien und Rituale, von Johannes Paul II. unermüdlich missionierendem spektakulären Reisen bis zu seinem öffentlichen Sterben, aber auch der evangelikalischen Telekirchen in den USA als wirksamer Inszenierungen von Erweckungsbewegungen hellstichtiger zu interpretieren, als die religionssoziologisch weniger sensibilisierte gegenwärtige Mainstream-Soziologie und -Politologie. Dabei ist der Grundduktus der Analyse keineswegs polemisch, sondern klärend, da auf dem Fundament soliden Wissens um die widersprüchlichen Folgen moderner gesellschaftlicher Differenzierung beruhend.

Die „Ironie Gottes“, die Thomas Meyer bei diesem Vorgang am Werk sieht, entzieht sich allerdings letztlich auch seiner Präzisierung, anders als das in der öffentlichen Diskussion allzu oft nur vage beschworene Konzept der „Zivilgesellschaft“ als Vermittlerin zwischen Staat und Lebenswelt, das er weiterführend konkretisiert. Diese Ironie äußert sich, so sein Deutungsversuch, in der Entstehung – im göttlichen Gewährenlassen? – einer Als-Ob-Welt: „Die politisierte Religion kann auftreten, als ob sie eine Welt von Gläubigen repräsentierte, und alle wissen zwar, dass es nicht so ist, beginnen sich aber in der Als-Ob-Welt einzurichten und machen sie allmählich real“ (S. 13). Natürlich „wissen“ dies nicht „alle“, und Gläubige würden dies auch als Unterstellung von sich weisen. Dass

aber auch Religion, die sich auf die massenmedialen Mechanismen einlässt, zugleich deren Objekt wird, ist medienwissenschaftlich seit langem konsentiert. „The medium is the message“ hat schließlich schon vor Jahrzehnten ein katholischer Medienphilosoph, Marshall McLuhan, erkannt.

Religion als Repräsentantin von Eigentlichkeit läuft so Gefahr des Uneigentlichen, da – nolens volens – massenmedialen Nachrichtenwerten und andern ihrer Akzeptanzregeln verpflichteten Sprechens. Damit gerät sie sogar in prekäre Nähe zur medialen Unterhaltungskultur, die auch eine Als-Ob-Welt präsentiert, wird als Religiötainment geistliches Analogon zum weltlichen Infotainment. Ironie als Relativierung des eigenen Anspruchs waltet mithin nach Auffassung des Verfassers gewissermaßen hinter dem Rücken der Amtskirche, zumal der katholischen, weil sie sich durch diese Kommunikationskanäle zur verbindlichen moralischen Instanz für alle aufwirft, eben als geschichtliche Ironie Gottes.

Zwei Probleme liegen letztlich der von Thomas Meyer in demokratietheoretischer Besorgnis diagnostizierten Resakralisierung der politischen Öffentlichkeit und der massenwirksamen Theatralisierung von Religion in dieser zugrunde. Das eine ist die neuzeitliche wechselseitige Durchdringung der Funktionssysteme, deren optimales Leistungsvermögen doch gerade daran hängt, dass sie sich gemäß ihrer Eigengesetzlichkeit entfalten. Das andere ist die Artikulationsarmut des demokratischen ethischen Pluralismus im Vergleich zum hohen Erlebnisgehalt katholischer Glaubensinszenierung und zur erlösenden Einfachheit evangelikalischer Heilsversicherung. Weil moderne Gesellschaften in soziologischer Sicht dynamische und überkomplexe

in theoretische und berufliche Grundlagen von Public Relations und Öffentlichkeitsarbeit dienen“ (S. 9). Dabei will es weniger Handlungsanleitung für die gängige PR-Praxis sein, sondern vielmehr diese reflektieren und durch wissenschaftliche Fundierung zur Professionalisierung der Branche beitragen.

Da in den vergangenen zwei Jahrzehnten sich neben der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft auch andere Disziplinen mit Fragen der Organisationskommunikation beschäftigt haben, ist es nur konsequent, dass im ersten Hauptkapitel „Disziplinäre Perspektiven“ verschiedene Zugänge zum Phänomen Public Relations gesucht werden: über die Kommunikationswissenschaft (Otfried Jarren/Ulrike Röttger), die Organisationssoziologie (Anna-Maria Theis-Berglmaier), die Sozialpsychologie (Susanne Femers), die Wirtschaftswissenschaften (Markus Will) und die Politikwissenschaften (Silke Adam/Barbara Berkel/Barbara Pfetsch).

Das zweite Hauptkapitel stellt das weite Spektrum theoretischer Ansätze und Modelle vor: PR-Definitionen und Praktikertheorien, gesellschaftsbezogene, konstruktivistische, rekonstruktivistische, organisationsbezogene und kritische Ansätze. Auch etablierte Ansätze mittlerer Reichweite kommen zur Sprache: die Determinationsthese, das Intereffikationsmodell, die Verständigungsorientierte Öffentlichkeitsarbeit, Marketingsichtweisen von PR, PR im Kontext der Unternehmenskommunikation, Stakeholder-Management als PR-Ansatz. Nicht deutschsprachige Ansätze werden auf die - in der Tat intensive - Rezeption amerikanischer Einflüsse im deutschen Sprachraum (insbesondere James E. Grunig) fokussiert, obgleich auch anderer europäischer Staaten - beispielsweise der

skandinavische Raum (z. B. Inger Jensen) - einiges vorzuweisen hätten.

Das dritte Hauptkapitel erläutert Schlüsselbegriffe und Bezugsgrößen: Kommunikation und Persuasion, Organisation und Organisationsinteresse, Identität und Image, Öffentlichkeit und öffentliche Meinung, Vertrauen und Glaubwürdigkeit sowie Issues Management.

Das letzte Hauptkapitel beschreibt das berufliche Handeln in der Öffentlichkeitsarbeit: die Berufsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Berufsrollen und Berufsfelder (Wirtschaft, Politik, Verbände, Kommunen und Non-Profit-Organisationen), Kommunikationshandeln (Aufgabenfelder, strategische PR-Konzeption, Risikokommunikation und Konflikt, Steuerung und Wertschöpfung von Kommunikation) und zuletzt den normativen Rahmen, also die rechtlichen und ethischen Anforderungen an Öffentlichkeitsarbeit. Im abschließenden Lexikon werden rund 90 zentrale Begriffe rund um die Public Relations kurz erörtert. Ein Stichwortverzeichnis erleichtert den Zugriff zu relevanten Informationen.

Insgesamt handelt es sich um ein Werk, das qualifiziert viele Türen zum Gegenstandsbereich Public Relations öffnet und daher zu Recht Eingang in viele Einführungsseminare und -vorlesungen der Hochschulen und Universitäten finden wird. Als Grundlagenwerk muss es leider immer auch einen selektiven Kompromiss darstellen. Dennoch wäre beispielsweise die Berücksichtigung des Berufsfeldes PR-Agenturen (rund ein Drittel der PR-Schaffenden ist dort aktiv) sowie des Handlungsfeldes Online Relations wünschenswert gewesen, zumal hier wissenschaftliche Befunde vorliegen. Schwächen zeigt das Buch auch, wenn es seinen wissenschaftlichen

Anspruch verlässt und stark praxisorientierte Tipps gibt (z. B. Konzeption strategischer PR-Arbeit). Aufgrund des zentralen Stellenwertes der Konzeption hätte ihre analytische Betrachtung mehr Platz verdient.

Dessen ungeachtet spiegelt das Buch die breite Themenpalette wieder, mit der sich die PR-Branche gegenwärtig auseinander zu setzen hat. Beispielsweise steht auf der einen Seite eine PR-Ethik mit der Position, die Kommunikationsabteilung sei als moralisches Gewissen der Organisation zu konzipieren. Dem gegenüber steht die Position, strategisch ausgerichtete Auftragskommunikation schließe vollständige Transparenz aus, Nicht-Öffentlichkeit oder partielle Öffentlichkeit können Handlungsoptionen zur organisationalen Zielerreichung sein. In diesem Kontext wäre auch zu hinterfra-

gen, inwieweit der Versuch der Steuerung von Kommunikation und der Ermittlung seiner ökonomischen Wertschöpfung für die Organisationen im Rahmen des Kommunikations-Controlling (vgl. Ansgar Zerfaß) eine wahrhaftige, offene Kommunikation bedrohen - zumal Ursache-Wirkungsketten der Balanced Scorecard-Philosophie eine muntere Renaissance des abgelegten Stimulus-Response-Konzeptes der Medienwirkungsforschung feiern.

Die Vielfalt der Perspektiven und Sichtweisen, die dieses Buch eröffnet, macht es wertvoll. Und sollte so mancher PR-Praktiker versehentlich das PR-Handbuch in Erwartung einer Handlungsanleitung aus dem Regal ziehen, so kann dies einer weiteren Professionalisierung der Branche nur förderlich sein.

Reinhold Fuhrberg, Osnabrück